

Scheiße. Was sind wir uns fremd geworden ... oder: Vom Sumpf der Saubermänner

Obstipation, Verstopfung, ein Allerweltsthema, das ich an dieser Stelle nur deshalb bemühe, um von hier aus, sozusagen organisch, ein weithin brachliegendes Feld zu beackern: die Frage, warum wir unseren körperrgemachten Substanzen so distanziert begegnen. Wie Fremde treten die Menschen ihren ureigensten Produkten gegenüber, seit man „... *in anständiger Gesellschaft – außer Tränen – keine Körpererzeugnisse mehr erwähnt ...*“.¹ Wie wahr; während schlüpfrige Bettgeschichten längst durch alle Medien wabern, wird der öffentliche Umgang mit einer Vielzahl der von uns, aus uns heraus drängenden Produkte dezent ignoriert. Zuallererst jene, die dem natürlichen Drang zur sachdienlichen Entleerung von Blase und Gedärm entspringen. Und ähnlich den ignorierten Strömen von Urin und den Bergen von Fäkalien stehen auch Darmwinde, Rotz, Speichel, Samenflüssigkeit, Nasenpopel, Monatsblutung, Schweiß, Schuppen, ja weithin sogar Fußnägel auf dem Index. Außer vielleicht zu erniedrigenden, beleidigenden Zwecken finden sie meist nur extrem verschämte Erwähnung, obwohl durch die Bank allen unendlicher Nuancenreichtum innewohnt. Unikate, woran man auch rührt, Mannigfaltigkeit im Größten wie im Kleinsten, in Inhalt und Form, in Ausdruck und Funktion. Besonders und gerade für diejenigen Zeitgenossen, die als das Fremde verachtende Einfaltspinsel verschrien sind, die ein Allerweltsleben führen und im Rufe stehen, nur wenig über den eigenen Tellerrand zu blicken, wäre da ganz in ihrer Nähe ein vielgesichtiger Schatz zu heben.²

Die Künste jedenfalls zeigen uns immer schon und immer wieder neu, welch großes Potenzial jenes abgelehnte Fremde birgt, welch schöne Früchte uns die Beschäftigung mit dem verleugneten Körperkosmos bescheren, welch große Chance mitzureden, ja, sich kreativ zu verewigen uns daraus erwachsen kann.

¹ Stephen Greenblatt, *Schmutzige Riten*, FfM 1995, S. 31-53, hier S. 44. Greenblatt wird hier später erneut prominent aufgegriffen.

² Wer in diesem Sinne umfassend und tief von Einsichten in die uns fremd gewordene Materie profitieren möchte, sei auf zwei Werke verwiesen, denen ich für diesen Text wesentliche Anregungen verdanke: Hilia Moreira, eine uruguayische Semiotikerin, die erstaunliche Zusammenhänge zwischen Ausscheidungen und Kultur erschließt. Hilia Moreira, *antes del asco, excremento entre naturaleza y cultura*, Montevideo 1998. Das andere Werk, das, wie ich meine, ultimative Scheißbuch, stammt von Florian Werner, *Dunkle Materie. Die Geschichte der Scheiße*, München 2011

Zum Einstieg, als kleinen Teaser, sei hier auf ein Beispiel aus der bewegten Kinowelt verwiesen, auf einen Streifen, der höchst originell ist und doch in seiner slapstickhaften Verdrehung ziemlich simpel erscheint: *Das Gespenst der Freiheit*, ein surreales Filmdrama von Luis Buñuel, in dem der Regisseur den Blick unter anderem auf eine gutsituierte Runde lenkt, drei Damen, zwei Herren, dazwischen die kleine Sophie, die beim Sitzen mit dem Kinn kaum an die Tischplatte reicht. Und alle schieben sie umstandslos die Röcke hoch bzw. lassen die Hosen herunter, bevor sie gediegen ihre Plätze einnehmen und beginnen, über etwas, das 1974, im Jahr der Filmpremiere, schon einmal die Debatten beherrschte, nämlich über Umweltthemen zu sprechen und dabei gemeinsam, geflissentlich, ihren Stuhlgang zu verrichten. Dazu stehen selbstverständlich sechs handelsübliche WCs um den geräumigen Tisch herum, jedes einzelne dieser Teile komplett, mit gewichtigem Wasserkasten dahinter.

Foto Filmstill Das Gespenst ... gelöscht

Da also sitzen sie Auge in Auge zusammen. Und ähnlich wie in der Natur bei mancher Spezies üblich, unter anderen den putzigen Waschbären, die sich regelmäßig, generationsübergreifend – gerne auf einem kleinen Hügel – zum gemeinsamen Palavern und Scheißen treffen, während sie beim Fressen lieber ungestört sind, so geht es auch in Buñuels Film dahin: In angeregt einträchtiger Runde wird uriniert, diskutiert, gedrückt und gekackt. Und zwischendurch verlässt einer der Gäste unter einem Vorwand den Raum; verfolgt von der Kamera. Sie zeigt ihn durch die Flure einer weiträumigen Etage irren. Verlegen, hinter vorgehaltener Hand, spricht er das Hausmädchen an und bald wird klar, was er suchte und mittlerweile gefunden hat: das abgelegene „Speisezimmer“, in Wahrheit ein enges Kabuff. Schnell durch den Türspalt gehuscht, macht er sich drinnen, wenn auch in aller Enge, so doch unbehelligt vom Rest der kleinen Gesellschaft begierig daran, diverse Nahrungsmittel zu verschlingen.

Allein gegessen, vereint ausgeschieden! Wer nun, angefeuert von Buñuels Kunst, ebenfalls jenes in der zivilisierten Welt fremd gewordene Material kreativ aufgreifen wollte, müsste das heutzutage eher metaphorisch oder vielleicht olfaktorisch, auf der Grundlage der verbliebenen Gerüche beginnen. Die Materie selbst steht als plastische oder gar haptische Vorlage nur noch eingeschränkt zur Verfügung, seit sie direkt in den mit Wasser gefüllten Siphon im „Tiefspüler-WC“ plumpst. Dort ruht sie

dann noch ein wenig im Trüben – hygienepapierfetzenumwoben, verfremdet, der schöpferischen Neugier so gut wie entzogen – bis durch Betätigung der Spülvorrichtung ihr Abtransport erfolgt. Aus allen Rohren kuppelt die Kanalisation unterirdisch zusammen, was oben nicht mehr hingehört. Zunächst, unter dem Verlust ihrer Individualitäten, erhalten die herunter geschwemmten Materialien unter dem Sammelbegriff „Schwarzwasser“ eine neue Identität. Sodann kommt es zur Zwangsvermählung: Aus: „Schwarzwasser – nach ISO 6107-7:1997 häusliches Abwasser mit Urin und/oder fäkalen Feststoffen“ (als Teil von „Schmutzwasser“), vereint mit „Niederschlagswasser“ und „Fremdwasser“³ wird Familie „Abwasser“, vulgo: Ekelgestank gegründet. Plastikfetzen, winke, winke, flattern entlang der Hochzeitsreiseroute, säumen allenthalben die schlammige Innenwand der träg flüssigen Rohrpost. Seid begrüßt, ihr frisch Akkumulierten. Und irgendwann, dank mehrstufiger Abwasseraufbereitung kommt das Zeug irgendwo, irgendwie erneut auf irgendeinen Tisch. Transformation folgt auf Transformation. Der Euphemismus allerdings, der vorgaukelt, ein mit Wasser verdünntes Urinkotgemisch wäre mit „Schwarzwasser“ hinreichend beschrieben, verschleiert mehr, als er klärt. Je verschämter die Begriffe, um so weniger machen sie unter anderem bewusst, daß die physische und sprachliche Entfernung unserer Körpererzeugnisse nicht zugleich für deren endgültige Eliminierung aus unseren Kreisen steht.

Letztlich auch nicht viel anders läge die Sache mit den leider selten geworden „Flachspüler-WCs“, bei denen die Ausscheidungen zunächst prominent in der flachen WC-Schüssel landen, wo sie sich durchaus in gewichtiger Mission als optische und geruchliche Botschafter unserer selbst präsentieren, als Indikatoren unseres Konsumverhaltens, unseres Lebenswandels, unserer gesellschaftlichen Position, unseres Gesundheitszustands, unserer absehbaren Chancen auf Zukunft. Theoretisch zumindest könnten die uns ansonsten so fremd gewordenen Substanzen in dieser Lage doch noch die Aufmerksamkeit erlangen, die sie verdienen ... bis auch sie wiederum durch einen Druck auf den Spülknopf unter Wasser geraten, und ab. Häufig umringt von einer Spur desinfektierendem Veilchenduftextrakt.

³ <https://de.wikipedia.org/wiki/Abwasser>

FRESSEN

Wie harmlos nimmt sich mein kleines Theoretisieren über die Ladungen in Flach- oder Tiefspülern aus gegenüber der Scheiße des Robert L. Harmlos sage ich alleine schon deshalb, weil die Concierge – eine Gattung Frau, die ich mir immer als unerträglich neugierige Fettel denke – überhaupt nichts mehr wissen, nichts sehen, nichts hören will, sich nur noch entsetzt in ihre Hausmeisterloge einschließt – und weint. Bitterlich weint wie ein Kind, weil sie mit ansehen musste, wie sie L. heimgebracht hatten. Von Dachau nach Paris. In die Rue Saint-Benoit. Im Mai 1945. Befreit für den Tod. *„Die Knochen, die Haut, die Leber, die Eingeweide, das Gehirn, die Lunge, alles inbegriffen: achtunddreißig Kilo verteilt auf einen Körper von einem Meter achtundsiebzig“*, schreibt Marguerite Duras, die damalige Frau des Robert L. über diesen Wahn.⁴ In den Toiletteneimer, auf den sie das Mannskelett setzten, *„... machte er diese klebrige, dunkelgrüne Sache, die kochte, Scheiße, wie sie noch nie jemand gesehen hatte. ... Siebzehn Tage lang blieb das Aussehen dieser Scheiße das gleiche. Sie war unmenschlich. Sie trennte ihn von uns, mehr noch als das Fieber, mehr noch als die Magerkeit, die nagellosen Finger, die Spuren von den Schlägen der SS-Leute. ... Sobald der Toiletteneimer zu war, hörte man die Luftblasen, die an der Oberfläche platzten.“*

SS-Popcorn. Da halten sich die alten und neuen Nazihelden routiniert die Nasen zu, aus Schiss vor der stinkenden Wahrheit. Recht so! Sie sollen auch gar nicht mitbekommen, was kaum zu glauben ist: Der Geruch der Ausscheidungen ihrer Opfer ist nicht unbedingt unangenehm: *„Sobald sie [die Scheiße des L.] herauskam, füllte sich das Zimmer mit einem Geruch, der nicht der Geruch der Fäulnis, des Leichnams war – gab es in seinem Körper überhaupt noch Stoff zum Leichnam – , sondern eher an Pflanzenumus erinnerte, an den Geruch welcher Blätter, an den Geruch in einem allzu dichten Unterholz. ... Natürlich hatte er in den Abfalleimern herumgewühlt, um etwas zu essen zu finden, er hatte Gräser gegessen, er hatte Wasser aus den Maschinen getrunken ...“*.

⁴ Marguerite Duras, *Der Schmerz*, München 1994, S. 69

Verrückt. Der Auswurf des Opfers riecht besser, auf jeden Fall entschieden anders als die Scheiße der für ihre Gründlichkeit bekannten Täter. L., auf dem Weg in den Tod, verbreitet Pflanzenhumus-, Blätter-, Unterholzgeruch. Zurück zur Natur oder soweit ihm organisch doch noch Menschbelassenes dient, ist er in das Stadium der einen unschuldig süßlichen Geruch verbreitenden Säuglinge geraten.

Robert L., das sei zum Trost mitgeteilt, wird den Tod, der ihn von allen Seiten umringt, überleben. *„Nach siebzehn Tagen wird der Tod müde. Im Eimer kocht sie nicht mehr, sie wird flüssig, sie bleibt grün, aber sie hat einen Menschengeruch.“* Marguerite Duras beobachtet „sie“ natürlich weiter, spricht „sie“ aber nicht mehr mit Scheiße an. Zwar befindet sich noch lange kein gewöhnlicher Kot, kein Stuhl, kein Exkrement, geschweige denn eine Wurst im Eimer; immerhin aber hat „sie“ sich langsam auf den Weg zur Normalität gemacht – und damit zum Objekt des verschämten Fremdseins, des nicht mehr Benennens, zum Tabu. Extrem entwickelt sich jetzt das Gegenteil: L.'s Hunger. *„Nach drei Tagen hat er angefangen, feste Nahrung zu sich zu nehmen. Sein Hunger hat seinen Hunger gerufen. Er ist immer größer geworden, unstillbar. Er hat erschreckende Ausmaße angenommen.“* Sein Hunger wird unheimlich und zugleich schlichte Funktion: *„Er gibt dem Schlund, er füllt das, was geleert war, die mageren Eingeweide. Er gehorcht, er dient einem geheimnisvollen Mechanismus, beliefert ihn.“*

Rein, raus. Schlund und Darm ziehen am selben Strang, sind eins, ein und dasselbe Stück, in dem die Nahrung nach unten sickert – und die Peinlichkeit, das Verschweigen, das zuvor die Vorgänge unten betraf, steigt nach oben. Zum Schlund. Gefräßig, gefährlich, teuflisch, das ist der Schlund, keine manierliche Speiseröhre, von Esskultur keine Spur. *„Wir stellten die Schüsseln direkt vor ihn hin und ließen ihn allein, und er aß.“* Dazu brauchte er die andern nicht mehr. L. aß allein, bzw. zwischen den Zeilen könnte man meinen: er fraß. Ähnlich wie Buñuels Eindringling in der Vorratskammer – ohne eine Parallele zu der Ungeheuerlichkeit von L.'s Schicksal ziehen zu wollen.

VERABREICHEN

Essen, verdauen, ausscheiden – lapidare Notwendigkeiten brauchen in Jahrzehnte umspannenden Biografien nicht thematisiert zu werden, solange es die Umstände, zum Beispiel Luthers lebenslange Probleme mit seinem Stuhlgang, nicht ausdrücklich erfordern. Auch literarische Figuren kommen üblicherweise bestens ohne Verdauung etc. über die Runden, es sei denn, der Autor zielt auf so etwas ab. Bei Des Esseintes⁵, dem hochgradig versponnenen, dem schon mit Dreißig von der Welt unstillbar angewiderten Edelmann aus Joris-Karl Huysmans Roman *À rebours*, ist es gerade seine haushoch über der Masse thronende Persönlichkeit, seine selbst gewählte Isolation, die dieser Figur das Banale nicht erspart. Mit dem Hausbesuch seines Arztes wird es Zeit, sich nicht nur mit der „*verweinten Natur*“, der mit „*Ekel vollgestopften*“ Welt, sondern auch mit sich selbst und seinem bedrängten Gedärm zu befassen. Und ja, er tut das dann auch, aber selbstverständlich auf seine Art: mit *Grandezza*.

Nachdem der Doktor gegangen ist, nicht ohne vorher dem Personal seine Anweisungen gegeben zu haben, hellen sich die Gedanken des vielseitig Geplagten überraschend schnell auf, „... *erstaunt und zufrieden, daß er nicht mit Medikamenten und Fläschchen überhäuft wurde, ... bewegte ein blasses Lächeln seine Lippen, als der Diener ein nahrhaftes Peptonklistier hereinbrachte und ihm mitteilte, daß er diese Übung dreimal innerhalb vierundzwanzig Stunden wiederholen werde.*“ Ab sofort wird also alle acht Stunden ein nahrhafter Einlauf gesetzt; sich auf diese Weise über den Darmeingang ernähren zu lassen verschafft bald Erleichterung, die sich, wie man annehmen sollte, aus biologischen Gründen einstellt, die bei Des Esseintes jedoch wesentlich mental gesteuert zu sein scheint: Der Gedanke, durch diese Art der Ernährung die lästigen Mahlzeiten endgültig abschaffen zu können, macht ihn euphorisch, versetzt ihn in heilsamen Schwung. Sogleich beginnt er an neuen Klistierrezepten zu arbeiten. Nicht nur für sich, nein, auch für die ihm wieder näher rückende Welt, die er nun doch noch nicht völlig verloren sieht: „*Welche Zeitersparnis, welch gründliche Erlösung von der Aversion, die das Fleisch den Appetitlosen einflößt! Welch endgültige Befreiung von dem Verdruß, der stets mit der zwangsläufig beschränkten Auswahl der Speisen verbunden ist. Welch tatkräftiger Protest gegen die ordinäre Völlerei. Welch entschiedene Beleidigung schließlich, die*

⁵ Joris-Karls Huysmans, *Gegen den Strich*, München 2003, Deutsche Erstausgabe, Berlin 1897

man da der alten Natur ins Gesicht warf, deren eintönige Forderungen auf immer ausgelöscht waren!“ So schwelgt der Retter, der Befreier aus den Zwängen der herrschsüchtigen Natur durch die Kultur. Basta. Die Natur hat ihre Zeit gehabt.

Ein wie alles Große einfaches Bild durchflutet Des Esseintes' Fantasie, als er sich das Kommende ausmalt, die allseitig befreite Mittagszeit: Und wie „... *man sich dann logischerweise sagen könnte: ‚Wie spät ist es denn? Mir scheint, es ist Zeit, sich zu Tisch zu begeben, mir hängt der Magen in den Kniekehlen‘, legte man das Gedeck auf, indem man das großartige Instrument auf das Tischtuch setzte, und während man das Tischgebet spräche hätte man die langweilige und vulgäre Fron der Mahlzeit abgeschafft.“*

Reine Phantasie, Des Esseintes sprach da im Konditional; entsprechend bleibt mir nur übrig, die Leerstelle selbst zu füllen, mir das blütenweiße, außer mit dezentem Lochsaum musterlose Tischtuch vorzustellen, gewoben aus feinstem Leinen, das durch die eingebügelte Stärke etwas unnahbar Steifes und zugleich vertrauenserweckend Solides ausstrahlt, eine Gediegenheit, die sich auch auf den Tisch darunter überträgt, dessen gedrechselte Beine das wohlproportionierte Tuch zu einem knappen Drittel verdeckt. Das „*großartige Instrument*“, die Klistierspritze, mit Sicherheit aufgetragen auf einem ovalen Silbertablett, wird vom Diener mit seinen weißen Handschuhen so angerichtet worden sein, daß die länglich stumpfe Spitze querliegt zu Des Esseintes Gesichtskreis und ihn der zylindrische Hohlraum aus geblasenem Glas mit dem hochgezogenen Kolben eine wahrscheinlich gelbbraune Nährlösung betrachten lässt. Der damals noch gebräuchliche Griff zum Schieben des Kolbens – aus Palisanderholz, wie es auch die Instrumentenbauer gerne verwenden – bietet einer umsichtig agierenden Dienerhand komfortablen Manövrierraum ... aber so wie die Details der gedeckten Tafel im Roman nicht beschrieben sind, so bleibt auch die Ausschmückung des Vorgangs des Eintrichterns der „Mahlzeit“ während dem Tischgebet der Phantasie der Rezipienten überlassen. Die Ursache für diese Nachlässigkeit liegt in der Dynamik der Handlung, hier ganz besonders in der Kunstfertigkeit des Arztes, dem es recht bald gelang, seinem schwierigen Patienten, (dem trotzdem alles viel zu langsam ging), Erleichterung zu verschaffen und ihm so „... *auf dem üblichen Wege einen Punschsirup mit Fleischpuder verabreichen zu lassen, dessen leichter Kakaogeschmack seinem wirklichen Mund gefiel.“*

Der Plan zur Befreiung der Mittagszeit mittels Klistier ist durch die nahrungsaufnehmende Reaktivierung des wirklichen Mundes Des Esseintes' ins Abseits geraten. Dennoch hätte, meine ich, sein Vorgehen das Zeug dazu, eine wenn auch eigenartige Revolution loszutreten, eine, die sich völlig unchaotisch und geordnet, in einem wohlgestaffelten Dreischritt vollzöge: Den gemeinhin versteckten After in aller Selbstverständlichkeit verbal ins Licht zu rücken, bildete das ideologische Fundament dieser Revolte. Die sachgerechte Nutzung des Klistiers wäre die neue, allseits nachvollziehbare Praxis. Und die Krönung, die auch zur Absicherung gegen konterrevolutionäre Bestrebungen dient, erfolgte auf der Ebene der Symbole, denn: mit der prominenten Plazierung des betreffenden Instruments inmitten einer gepflegten Tafel, wird einem Werkzeug, das faktisch dazu verdammt ist, seine wesentliche Wirkung im Dunkeln zu entfalten, ein Platz zuerkannt, der gemäß der herrschenden Zivilisation exklusiv den feinen Gedecken vorbehalten ist.

Des Esseintes' Nonchalance, die Größe der kleinen Geste, die nur einem über allem Erhabenen einfallen kann, bringt das Unterste nach oben. Und der Protagonist selbst – der Roman lässt es offen – wird wahrscheinlich, wie später tatsächlich Huysmans, sein Schöpfer, ins Kloster gehen. Das Essenzielle bei den Heiligen, des Saintes, zu suchen; allein der Name „Des Esseintes“ würde das nahelegen. Der Welt auf jeden Fall für immer erhalten bleibt – mit dem Klistier im Anschlag – ein kämpferisches Gedankenspiel unter dem Motto:

Gegen die Fron der Mahlzeit.

Oder in der extremeren, zugleich aber positiven Variante:

Für alle, die am Arsch sind.

VERDAUEN

Nach dem Ritt auf dem literarisch-ideologisch aufgesattelten Klistier geht der Ausflug in das uns so nahe Fremde weiter, jetzt gestützt auf den Volksmund: „*Gut gekaut ist halb verdaut*“, sagt dieser Volksmund, und dabei ist es ihm wahrscheinlich völlig egal, daß er schon mal verdaut, wenn er kaut, zumal man ja weiß: Beim Kauen einfach zwei-, dreimal kräftig geschluckt, macht ihn sogleich wieder bereit, diesen Mund, bereit zum Reden, Küssen, Gähnen etc. Und zwischendurch, danach, davor,

jedenfalls immer beim Essen, finden „... *in der Mundhöhle bereits erste Verdauungsvorgänge statt: Das im Speichel enthaltene Enzym Alpha-Amylase beginnt, die in der Nahrung enthaltenen komplexen Kohlehydrate (Stärke) in kleinere Zucker-Einheiten (Mehrfachzucker) aufzuspalten.*“⁶

Aufspalten im Sinne der indogermanischen Wortwurzel von *scheißen*, *skei-d = *spalten, trennen*, ist hier der Schlüsselbegriff, der zum einen an die Abspaltung, die Trennung, die Verabschiedung, das Ausscheiden der verdauten Materie vom Körper denken läßt. Zum andern findet Abspaltung auf einer anderen Ebene schon lange vor dem Stuhlgang statt, durch die Verdauung, die ja ebenfalls einer Art Abspaltung dient: der Trennung der Spreu vom Weizen, der Gewinnung von Verwertbarem aus Gegessenem.

Verdauen kann dauern; beim Menschen zwei bis drei Tage, wobei die Natur dafür sehr unterschiedliche, mehr oder weniger elegante Verfahren kennt. Eines davon, das manche Tierarten pflegen, besteht darin, die verdaute Nahrung ein weiteres Mal zu verzehren, indem der bereits ausgeschiedene Kot – entweder der eigene oder der von andern – erneut zur Speise dient. Auf diese Art kommen clevere Scheißfresser an die Nährstoffe heran, die sie mit ihrer eigenen Verdauung, bzw. beim ersten Verdauungsgang nicht extrahieren könnten. Einen ebenfalls mehrstufigen Verdauungsprozess, der jedoch dank ihrer vier voluminösen Mägen internalisiert, im Leibe versteckt stattfindet, betreiben die wiederkäuenden Rinder. Aus Platzgründen hingegen müssen die kotfressenden Mäuse, Meerschweinchen und andere der kleinen Nager ihre Mehrfachfuttermittelverwertung ins Freie verlegen.

Der Löwe, heißt es bei Paul Valéry, sei verdautes Lamm⁷ ... ein Bild, das ich dankbar aufgreife und für meine Zwecke versuche fortzuspinnen. Etwa so: Natürlich hat der König der Tiere weder Lust, sich nach dem schwerverdaulichen Gras zu bücken, noch steht ihm der löwenmähnige Sinn danach, obskure Scheiße zu fressen. Braucht er auch nicht, denn das arbeitsteilige Konzept der Nahrungskette hat es so eingerichtet, daß sich die eine Art (Löwe) von dem Fleische ernährt, das sich die

⁶ <https://eatsmarter.de/ernaehrung/ernaehrungsmythen/gut-gekaut-halb-verdaut>

⁷ Paul Valéry, *Tel Quel*, Paris 2016: „Le lion est fait de mouton assimilé.“ Ob Valéry bei „mouton“, wie die gängigen Übersetzungen suggerieren, an Jesaja 11, 6-8 dachte („Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen ...“) oder doch eher an Schaf oder Hammel, ist irrelevant. Dem Dichter ging es ausschließlich um Kunst, um Fragen ihrer Originalität angesichts der Tatsache, daß sie nicht voraussetzungslos aus dem Nichts entsteht.

andere (Lamm) aus Grünzeug angefressen hat. Auch die selbsternannte Krone der Schöpfung, der tätige Mensch, hat sich in dieses Schema eingebaut, ja, hat sich einbauen müssen, seit ihm als aus dem Paradies Vertriebenem das Essen kein luftiger Spaß mehr ist, sondern harte Notwendigkeit. Zuvor, wie es heißt, hätten Nahrung und Verdauung für unsere mythischen Vorfahren – fast wie für Gott selbst – eigentlich keinen Stellenwert gehabt.⁸

Immanuel Kant berichtet darüber, als er unter der Überschrift „*Das Ende aller Dinge*“ verschiedene Endzeitszenarien diskutiert, unter anderen eines von einem „*Persischen Wißling*“, der beschrieb, wie das eigenmächtige Naschen vom Baum der Erkenntnis den Wendepunkt markiert. Die zierlichen Früchte, die Adam und Eva bis zum Sündenfall zu sich nahmen, brauchten keine Verdauung, sondern hätten sich durch „*unmerkliche Ausdünstung*“ wieder verloren, in Luft aufgelöst. Mit dem verbotenen Apfel jedoch ist Schluss mit Ausschwitzen: „*Da unsere ersten Eltern sich nun gelüsten ließen, ungeachtet des Verbots dennoch davon zu kosten; so war, damit sie den Himmel nicht beschmutzen, kein anderer Rath, als daß einer der Engel ihnen die Erde in weiter Ferne zeigte, mit den Worten: ‚das ist der Abtritt für das ganze Universum‘, sie sodann dahin führte, um das Benöthigte zu verrichten, und darauf mit Hinterlassung derselben zum Himmel zurückflog. Davon sei nun das menschliche Geschlecht auf Erden entsprungen.*“⁹

Und da essen wir nun, scheiden wieder aus und stapfen ansonsten, wenn es nach dem „*Wißling*“ geht, im „*Kloak*“ herum, wo auch „... *aller Unrath aus anderen Welten hingebannt worden*“. Kant findet das „... *auf gewisse Art originell ...*“, leider „... *aber ohne die Anlage zum Guten in der menschlichen Natur einiger Aufmerksam zu würdigen*“.

Ob es gut ausgeht oder schlecht; Tatsache ist: Der Mensch ist grundsätzlich um Schadensbegrenzung bemüht. So wie er seinen Stuhlgang zum Objekt der Zivilisierung (s.o.: Tiefspüler etc.) macht, so widmet er sich auch der Sublimierung seiner Verdauung. Hübsche Pflanzen etwa stopft er sich üblicherweise nicht (kindlich) in den Mund, sondern stellt sie (milde lächelnd) in eine Vase. Als

⁸ Florian Werner hat das eindrücklich gezeigt, *Dunkle Materie*, S. 97ff

⁹ Immanuel Kant's Werke, Sechster Band, Leipzig 1839, S. 397f

organische Konsequenz daraus folgte die evolutionäre Degradierung des Blinddarms, ehemals zuständig für die Verdauung pflanzlichen Rohstoffs.

Verdauung mit anderen Mitteln findet immer schon auch außerhalb der menschlichen Organe statt: in Form der Vor- und Zubereitung der Nahrung, mehr oder weniger elaboriert. Das Ablagern, Trocknen, Beizen, Räuchern, Vergären, Destillieren, Kochen, Grillen, Braten, Sieden, Backen, Schälen, Zerstampfen, Schnibbeln, Mischen, Würzen etc., dient nicht nur dazu, Essbares schmackhaft zu machen. Darüber hinaus stecken da auch die Tricks, die es braucht, um ohne Umwege über die eigene oder fremde Mehrfachverdauung aus manchem nicht ohne weiteres verzehrbarem Rohem etwas Genießbares und für den Körper Verwertbares zu machen.

Allerdings: Im Zusammenhang mit den genannten Aktivitäten wird kaum jemand verschämt an Verdauung denken, sondern selbstverständlich von Kochkultur schwärmen, von Kennerschaft, Hautgout oder Edelpilz. Zugleich aber wirken freiwerdende Küchengerüche auf so manchen wie Latrinengestank; vom Blumenkohl, dem langweiligen Stinker¹⁰, entwichener Kochdunst kann selbst in großzügigen Treppenhäusern Armutsstimmung verbreiten, und vagabundierende Schwaden eines knusprigen Schweinebratens lassen Veganer, Vegetarier, ja ganze Kulturen die Luft anhalten. Und nicht nur das: *„Einige Vorfälle nach der Landung der Alliierten im Jahr 1944 zeigen, daß die amerikanischen Soldaten die Kategorie des Verfaulten enger fassten als wir, denn der ‚Leichengeruch‘, wie sie sagten, den die Käsefabriken der Normandie ausströmten, haben sie zuweilen veranlasst, diese zu zerstören.“*¹¹

AUSSCHIEDEN

Ein fataler Antrieb, das ist der Ekel, sage ich da und muss mich sogleich rügen, denn: es ist wieder mal – einerseits, andererseits – viel komplizierter: Ekelschwellen sind heilsam, sind unabdingbar, sind nützlich, sie vermitteln akkumulierte Menschheitserfahrung, bewegen sich in feinsten Nuancen, sind, so viel noch zum Einerseits, sind sanfte Sensibelchen, die aber andererseits, wenn sie einmal marschieren – clash – alles, Freund, Feind unter sich begraben ...

¹⁰ Wie Wolfram Siebeck, mein verehrter Küchendiktator, den Blumenkohl einst nannte.

¹¹ Claude Lévi-Strauss, *Mythologica III, Der Ursprung der Tischsitten*, FfM 1988, hier S. 512

„*Captain John G. Bourke, Third Cavalry, U.S. Army Indianerkämpfer und Amateurethnograph*“¹² tobt momentan zwar nicht, noch nicht, hat aber bald allen Grund, sich in Rage versetzt die Augen zu reiben, die Luft anzuhalten, ins Freie zu stürzen. Stephan Greenblatt zitiert und kommentiert, was dieser Captain – wenn auch einigermaßen anders als seine späteren Kameraden in der Normandie – erlebt. Man schreibt den 17. November 1881 in einem Dorf der Zuñi in Neumexiko.

Eine große Ehre, meint Bourke, wird ihm zuteil, die Aufführung eines charakteristischen Tanzes ist angekündigt, extra für ihn.

Höchst feierlich ist der Beginn und Bourke meint, ja, die Eingeborenen behandeln ihn wie eine Art Heiligen, wohl weil er sie in dem diffusen Licht an die hinter Glas gemalten Figuren erinnert, die sie aus den mexikanischen Kirchen kennen.¹³ Bald darauf jedoch wird es ekelhaft; Bourke, schreibt Greenblatt, hätte wahrhaftig nicht halluziniert, denn: „... *dieser Tanz wird auch anderswo beschrieben und die Bruderschaft, um die es sich hier handelt (die Ne'wekwe oder Galaxis) ist bekannt für ihre Vorliebe, Priester und Armeeoffiziere nachzuäffen.*“ Was die Indios hier tänzerisch parodieren, ist zweifellos ein katholischer Gottesdienst, einschließlich der heiligen Kommunion. Zur symbolischen Einnahme des Leibs Christi geht tänzerisch ein großer Topf mit Urin herum, acht bis zehn Liter, im Handumdrehen von den Akteuren getrunken. Auf den in ihrem Ritual ebenfalls wichtigen Verzehr von Fäkalien hätten die Zuñi diesmal nur deshalb verzichtet, weil das Zeremoniell heute drinnen stattfindet und nicht wie sonst üblich im Freien.

Bourke, angeekelt, weist den Dreckmakel gegenüber seiner geheiligten Religion entrüstet zurück. Zugleich hat der Vorfall seinen Forscherdrang auf den Zusammenhang zwischen Kot und Ritus gelenkt, einen für ihn neuen Gegenstand. Bourke selbst habe das „... *im Vorwort eines Buches geschrieben, zu dem er unmittelbar durch dieses beunruhigende Erlebnis angeregt wurde: eine Studie von 500 Seiten über Scatologic Rites of All Nations, das Ergebnis zehnjähriger besessener Forschungen.*“

¹² Zit. nach Greenblatt, S. 31ff

¹³ Meine „*stained-glass attitude*“ heißt es in einer 1920 verfassten Niederschrift von dem betreffenden Abend, die auf den authentischen Bericht des Captain zurückgehen soll. Vgl. https://archive.org/stream/urinedanceofzuni00bourrich/urinedanceofzuni00bourrich_djvu.txt

Captain Bourkes angestachelter Forschertrieb gilt nach Greenblatt als ein markantes Beispiel für „... die Bedeutung, die Widerwillen und Ekel für die Entwicklung der Wissenschaften vom Menschen hatten. Ethnographie ist letztlich nichts anderes als die Erforschung derjenigen Menschen, die nicht nach den Regeln ihrer Betrachter leben.“ Wer aber ist der Betrachter, wer mißachtet die Regeln? Die Lektüre Greenblatts stützt die Vermutung, daß sich beide Seiten nichts schenken. Einerseits dieser Bourke, der sich mit seinen Forschungen nicht zuletzt die Motivation und die Rechtfertigung dafür verschafft, sich als Soldat noch entschiedener für die Befriedung/Ausrottung des/der Ekelhaften einzusetzen. Er schrieb: *„Eine Squaw trat ein. Sie trug einen großen Topf voll Urin, den die schmutzigen Schweine mit Herzenslust tranken.“*¹⁴ Noch deutlicher wurde Bourke in einem anderen Zusammenhang, als er den bekannten Spruch, daß nur ein toter Indianer ein guter sei, brutal erweiterte durch die Aussage, *„that the only good Indian was a dead Indian and that the only use to make of him was that of a fertilizer.“*¹⁵ Unter die Erde mit den Indianern, als Dünger.

Die Zuñi ihrerseits zeigen im „Nachäffen“, was sie für die Eindringlinge übrighaben: Hohn ... Aber nicht nur, meint Greenblatt. *„Auch wenn das Schmutzige symbolisch auf die Weißen zeigt, sind es die Indianer, die es verschlingen. Die beleidigende Geste ist gleichzeitig eine Anerkennung der eigenen Niederlage, denn der satirische Humor der Unterdrückten, ... setzt immer den Unterdrückungszustand als gegeben voraus.“*¹⁶

Die Unterdrückten fühlen sich sozusagen gezwungen Dreck zu fressen – und dazu auch noch fröhlich zu tanzen. Die Erzählung der Gegenseite, des Vertreters der beschuldigten Verursacher der Misere, sieht das tatsächlich ähnlich, allerdings zeitversetzt, als einen Vorfall aus ferner Vergangenheit. Captain Bourke, schreibt Greenblatt, *„zitiert Jesaia, 36:12, um die These zu stützen, der schauderhafte Tanz stelle eine katastrophale Hungersnot dar, welche die Zuñi zu irgendeinem, vielleicht sogar Jahrhunderte zurückliegenden Zeitpunkt heimsuchte, während sie von Feinden belagert wurden.“*

¹⁴ Zit. nach Greenblatt S. 32

¹⁵ Zit. nach Joseph C. Porter, John G. Bourke, In: *Soldiers West, Second Edition, Oklahoma 2009, S. 278. Als Quelle nennt Porter J.R. Bourke, On the Border with Crook, 1891, Reprint Nebraska Press 1971, S. 115*

¹⁶ Greenblatt S. 36

Ausscheidungen als Symbol allen Übels; nicht seit jeher und auch nicht überall haben die körporgemachten Substanzen diese konfrontative Rolle innegehabt. Claude Lévi-Strauss zeigt eine sich davon unterscheidende Welt, eine in der sich die Extreme zwischen Ekel und Angenehmem verwischen, weil die physische Verdauung im Körper mit der Kultur zusammenspielt. Gemeint sind die Tupi in Brasilien, die Verwandten der Guaraní, wo *„die Verdauung ein natürliches Gegenstück zum Kochen bildet. ... Während der Verdauung hält der Organismus vorübergehend die Nahrung zurück, bevor er sie in verarbeiteter Form ausscheidet. Die Verdauung hat also eine vermittelnde Funktion, vergleichbar der Küche, die einen anderen natürlichen Vorgang aufschiebt, nämlich den, der vom rohen zum verwesenen Zustand führt. In diesem Sinn kann man sagen, daß die Verdauung ein vorweggenommenes organisches Modell der Kultur darstellt.“*¹⁷

PANZERMENSCHEN

Kochen ist aufschiebende Verwesung, Verdauen ist hohe Kultur, denkt sich gemächlich der Indianer, während, siehe oben, der/die/das Zivilisierte tobt. Das muss doch nicht sein, sage ich, und tatsächlich geben die einschlägigen Quellen reichlich Beispiele vom Gegenteil, etwa von Esoterikern, Alchemisten, Therapeuten, die auf in den Exkrementen schlummernde Kräfte setzen; von würdevoll Hof haltenden Monarchen, die auf ihrem Kackstuhl thronend Gesandte empfangen; von griechischen Göttern, die nebst Nachtgeschirr antike Vasen zieren; von den Azteken, bei denen sich die Ausscheidungen der Sonne, von den Strahlen glänzend gehärtet, in Gold verwandeln; von den alten Ägyptern, die Kot verspeisen, um sich ewiges Leben einzuverleiben.¹⁸

Somerset Maugham wiederum berichtet von einer ausgedehnten Reise, die er 1920 ins vorkommunistische China unternahm; in einer der Episoden steigt imposant ein Beamter aus seiner Sänfte, ein wahrhaft stattlicher Herr. *„Er trug ein langes schwarzes Gewand aus bestickter Seide, besetzt mit Eichhörnchen und auf dem Kopf trug er eine viereckige Pelzkappe.“*¹⁹ Das Beispiel des bedeutenden Ankömmlings, der später ohne Herablassung, *„auf gleichem Fuß“*, mit einem

¹⁷ Lévi-Strauss S. 509

¹⁸ Vgl. dazu die schon genannten Arbeiten von Hilia Moreira und Florian Werner, ebenso Greenblatt

¹⁹ Somerset Maugham, *Das Lied des Flusses*, München 1993, S. 128

beliebigen Kuli beisammensitzt, Wasserpfeife raucht und schwatzt, veranlasst Maugham zu einer kurzen Abhandlung über Gestank und Demokratie: Den Grund dafür, daß sich hier arm und reich in viel größerer Gleichheit als im Westen begegnet, müsse man, schließt Maugham, *„in der Jauchengrube suchen ... , [denn] ... im Westen sind wir von unseren Mitmenschen durch unseren Geruchssinn getrennt. ... [Bei den Chinesen sei es hingegen so:] ... Ihre Nasen sind abgestumpft gegen die Düfte, die Europäer angreifen, und so können sie sich auf gleicher Ebene mit dem Ackermann, mit dem Kuli und dem Handwerker bewegen. Ich wage zu glauben, daß die Senkgrube notwendiger für die Demokratie ist als parlamentarische Einrichtungen. Die Erfindung der ‚sanitären Bequemlichkeit‘ hat den Sinn für die Gleichheit der Menschen vernichtet. ... Es ist ein tragischer Gedanke, daß der erste Mensch, der mit dieser nachlässigen Bewegung am Strick eines Wasserklosetts zog, die Totenglocke für die Demokratie läutete.“*

Danke, Somerset Maugham, danke für die Warnung vor dem Ziehen am Strick (wer überhaupt kennt die Vorrichtung noch?). Die Demokratie, zum Glück, hat sich als flexibel genug erwiesen, um solcherlei Attacken erfolgreich zu parieren. Dennoch ist permanent Vorsicht vor der Sauberkeitserziehung geboten; nicht überhaupt, aber vor ihren Exzessen. Und nur darum, um Exzesse kann es hier gehen, und besonders auch deshalb begrüße ich sehr die Neuauflage von Klaus Theweleits Männerphantasien; vor mir allerdings liegt das Werk noch von damals in der mittlerweile abgegriffenen ersten Fassung aus dem Jahr 1977.²⁰

Theweleit steigt ein mit *„Sieben Ehen“*, mit Zitaten von Freikorpsoldaten: *„Als junger Kapitänleutnant verheiratete ich mich. Da ich zur Nordseestation gehörte, glaubte ich damit rechnen zu können, in der Hauptsache in Wilhelmshaven stationiert zu sein. Ich war daher sehr froh, als mir mein Hamburger Schwiegervater draußen in Rüstringen ein kleines Häuschen baute.“* Und dazu dann Theweleit: *„‘Mir‘, nicht ‚uns‘ sagt der Mann. Damit hat er, der Kapitän Erhardt, Führer der Marinebrigade Erhardt, des berühmtesten aller Freikorps in den ersten Jahren der Weimarer Republik, die Tatsache seiner Heirat und deren erste Folge, das Geschenk eines kleinen Häuschens, vor den Leser gerückt. Nicht einmal die Frau; über sie kein Wort, auch nicht der Name. Der Schwiegervater scheint Geld zu haben. Das Verhältnis zu*

²⁰ Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 1. Band, FfM 1977

*Wilhelmshaven scheint bedeutender als das zu der Namenlosen.*²¹ In ihrer Banalität irrwitzige Beispiele folgen, bevor der Autor ... (am besten, Sie lesen das selbst), seine Thesen entwickelt, u.a. auch in Erweiterung von Freud; all das, wie gesagt, bleibt außen vor, hier nur so viel: Theweleit beschreibt keine Automatismen. Vieles kann sich auch anders ergeben. Falls aber doch, dann werden aus Knäblein – und das besonders im Wilhelminismus – Soldaten. *„Wir können nicht mehr in die Wiegen der späteren Soldatenmänner schauen, aber wir sehen, die ihren eigenen Flüssen entfremdete wilhelminische Frau und kennen das Verhältnis der Epoche zum Schmutz.“* Schmutz, Schlamm, Sumpf, Schleim, Brei, Hinten, Scheiße, heißen einige der Überschriften zu den entfremdeten Flüssen; *„das Auftreten all der beschriebenen Feuchtigkeiten außerhalb der speziell dafür vorgesehenen Situationen [wird] unter strengste Strafe gestellt. Die Ströme werden einer nach dem andern abgeschnürt oder an die Orte verbannt, wohin man allein und der Kaiser zu Fuß geht. Ein gesellschaftliches Damm- und Abflußsystem erfasst jeden...“*. Was aber dann, wenn *„der Säugling als ein Maschinchen, das sich durch Überfließen am Laufen hält“*, zu früh *„in die Trockenlegungsmühle gerät, wenn seine Überflüsse bei seinen Pflegepersonen auf Abwehr, Ekel, Unlust stoßen? ... Wo andere Menschen ihre Haut haben, wird ihm – unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen – ein Panzer wachsen.“*

Heroisch verkürzt, wie bereits erwähnt, wurde hier die Entstehung der Theweleitschen Panzermenschen wiedergegeben, ihre aus Verboten und Strafen hervorgehende Sexualangst, die bald nicht mehr nur von außen komme. *„Der Gott, der angeblich auch unter die Bettdecke schaut, ist vermutlich ... vom Kind, das der ‚Versuchung‘ dennoch nicht widerstehen will, um einiges leichter zu vertreiben, als die sinnliche Wahrnehmung des Produktes der Lust am eigenen Körper, dieses unabweisbare Gefühl, sich beschmutzt zu haben, wenn die Vagina vom Reiben feucht wird, wenn der Samen des onanierenden Knaben auf seinen Bauch tropft. Der Gott, der ‚alles sieht‘, wohnt in der eigenen Haut. An den Rändern, in den Löchern der Person. ... er betreibt die Verwandlung der Lust in Angst.“* Und immer so weiter, ein Leben lang. Das ist doch schade, meine ich. Schade für den einzelnen und seine Partner. Und für die Gesellschaft ist es fatal, wenn eine Horde Saubermänner

²¹ A.a.O. S. 13. *„... vor den Leser gerückt“, wie Theweleit damals schrieb, spricht nicht gegen meine Vermutung, daß er dem Feminismus etc. dennoch mehr Power verlieh als heute so manche Verfechter des *innen*

einschlägt auf alles, was ihr fremd dünkt, auf den vermeintlichen Sumpf, eben auf das, was nicht fest ist, was fließt. *„Erlaubt bleiben, soweit ich sehe, lediglich drei [Ströme]: der Schweißstrom, der Strom der Rede und der nie versiegende Alkoholstrom. Unter besonderen Bedingungen ... kommt als vierter der Blutstrom hinzu, der des getöteten Opfers, aber auch der des eigenen brausenden Blutes“.*

Lettre International 130